

Darina Volf: Über Riesen und Zwerge. Tschechoslowakische Amerika- und Sowjetunionbilder 1948–1989, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017, 395 S.

Rezensiert von
Martina Winkler, Kiel

An Büchern über Stereotype gibt es keinen Mangel. Die intensive Nationalismusforschung, oft verbunden mit verschiedenen Konzepten des Orientalismusproblems, schuf in den 1990er Jahren die Basis für ausgiebige theoretische Untersuchungen und Fallstudien zu Selbst- und Fremdbildern. Dass sich noch in den 2010er Jahren eine Doktorandin einem Thema aus diesem Bereich zuwendet, ist dennoch nachvollziehbar: Die Frage nach dem Umgang tschechoslowakischer Öffentlichkeiten zwischen 1948 und 1989 mit der Sowjetunion einerseits und den Vereinigten Staaten von Amerika einerseits ist ohne Frage reizvoll. Wir haben es zu tun mit ideologischen Vorgaben von kommunistischer Seite, mit amerikafreundlichen Traditionen auf politischer und populärkultureller Ebene, slavischen und eventuell panslavischen Kontinuitäten, mit den besonderen Strukturen des Kalten Krieges und natürlich den besonderen Traumata von München einerseits und 1968 andererseits.

Darina Volf geht in ihrer nun publizierten Dissertation diesem Thema nach und zeichnet das Bild eines dichotomischen Weltbildes, in dem die Sowjetunion einer-

seits und die USA andererseits wichtige Identifikationspole bildeten. Dabei unterscheidet sie zwischen der Ära zwischen 1948 und 1956, den 1960er Jahren und der Normalisierungszeit von 1969/70 bis 1989, wobei die letzten Jahre noch einmal extra als Perestroika-Zeit differenziert werden. Die erste Phase ist von sehr begrenzten Freiräumen, aggressiver Rhetorik gegen die USA und kritikloser Idealisierung der Sowjetunion gekennzeichnet. Die 1960er Jahre ermöglichten zumindest neue Nuancen beim Blick auf beide Großmächte; die beschleunigten Reformen von 1968 und die Invasion von August veränderten den Blick auf die Sowjetunion radikal – wie nachhaltig und tiefgreifend dieser Wandel war, muss letztlich offenbleiben. Die Normalisierungszeit seit 1969/70 dann war bestimmt von den Strukturen des Spätsozialismus und seinem gesellschaftlichen Konsens, was unter anderem auch für die Darstellung von Sowjetunion und USA galt.

Darina Volf zeichnet diese Entwicklung mit einem großen Quellenreichtum nach und verbindet Textquellen mit visuellem Material. Ergänzt werden die publizierten Quellen (von denen einige nicht einfach zu finden sind, insbesondere die hier umfassend genutzten halblegalen Publikationen vom August 1968) mit Archivquellen aus Prag, Bratislava und kleineren tschechischen Archiven. Dieses Material wird sehr detailliert dargestellt und nacherzählt, wobei zum Teil Redundanzen nicht fehlen – insbesondere die sehr eindeutigen schwarz-weiß-Darstellungen der 1950er Jahre müssen in ihrer propagandistischen Klarheit nicht unbedingt wieder und wieder erklärt werden. Interessanter wäre vielmehr eine Einordnung beispielsweise

in die Strukturen des Kalten Krieges und eine Anwendung der neueren Forschung zu diesem Bereich – die leider weitgehend ignoriert wird – gewesen. Weitere Forschungsdebatten, welche die Autorin hätte fruchtbar machen können, sind beispielsweise die Auseinandersetzungen zum Thema Vertrauen (dies wird in einer Fußnote kurz abgehandelt) oder natürlich die intensiven Diskussionen zur Bedeutung von Ideologie und Alltag. Alexey Yurchak wird zitiert (Pavel Kolář und Martin Sabrow allerdings, um nur zwei Namen zu nennen, leider nicht, Michal Pullmann nur sehr lakonisch), aber die aktuellen Grundfragen zum Funktionieren sozialistischer, insbesondere spätsozialistischer Gesellschaften, werden nur an der Oberfläche berührt. Und so erscheint die Ankündigung, das Buch wolle den traditionellen Gegensatz von Regime und Gesellschaft aufbrechen, nicht erfüllt: vielmehr ist ständig die Rede von der Parteiführung einerseits und „der Gesellschaft“ andererseits. Schade ist auch, dass gerade der zentrale Begriff des Antiamerikanismus relativ unreflektiert bleibt. Wie verhalten sich antikapitalistische Propaganda und Stereotype zu „Amerika“ zueinander? Was überhaupt wird mit diesem Begriff „Amerika“ erfasst? Auch für die Sowjetunion hätten ähnliche Fragen gestellt werden können, beispielsweise mit einer Analyse der Begriffe „russisch“ und „sowjetisch“.

Insgesamt bildet dieses Buch eine reiche Fundgrube an Material für alle, die sich mit Stereotypen befassen, insbesondere auch für die universitäre Lehre. Auf der Ebene der Analyse bleibt es leider in vieler Hinsicht hinter den Möglichkeiten des Themas und auch hinter dem Stand der Forschung zurück.

Moritz Mälzer: Auf der Suche nach der neuen Universität. Die Entstehung der „Reformuniversitäten“ Konstanz und Bielefeld in den 1960er Jahren (= Studien zur Zivilgesellschaft, Bd. 13), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2016, 512 S.

Rezensiert
von Ulrike Breitsprecher, Leipzig

Moritz Mälzer beschäftigt sich in seiner Dissertation mit den Reformbestrebungen der 1960er Jahre in der Hochschulpolitik der Bundesrepublik. Als konkrete Beispiele beleuchtet Mälzer den Prozess von der Ankündigung bis zur Realisierung der Neugründungen der Universitäten Konstanz (1959 bis 1976) und Bielefeld (1964 bis 1979). Nach einer Reihe von Universitätsneugründungen in der Nachkriegszeit durch die Alliierten (zum Beispiel die Volluniversitäten Mainz, Saarbrücken und die FU, aber auch Hochschulen bzw. Akademien der Arbeit in Dortmund, Hamburg und Wilhelmshaven) kündigten mit etwas zeitlichem Abstand und der vollen Souveränität auf dem Gebiet der Hochschulbildung die Bundesländer Baden-Württemberg, Bremen, Nordrhein-Westfalen und Bayern die Gründung von Universitäten an. Insgesamt erhöhte sich die Anzahl der bundesrepublikanischen Universitäten von 18 im Jahr 1960 auf 45 im Jahr 1980. Die Neugründungen sollten vorrangig den Druck auf die bestehenden